Nr. 295. 42. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Freitag, 13. Juni 1913

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die Schwierigkeiten des liberalen Kabinetts in England

(Von unserem Korrespondenten.)

London, 11. Juni.

Man kann nicht leugnen, daß die Abstimmung über die zweite Lesung der Homerulebill mit der großen Mehrheit von beinahe hundert Stimmen wie ein erfrischendes Bad auf die liberale Partei gewirkt hat. Sie zeigt erstens, daß die Mehrheiten bei der Homerulebill ständig in die Höhe gehen, und zweitens, daß die Partei nur zu wollen braucht, um Siege zu erringen. Aber diese Auffrischung schien auch sehr nötig. Denn die Stellung der Regierung ist keine ganz ungefährdete, und die Stimmung in der liberalen Partei ist in der letzten Zeit nichts weniger als rosig.

Die Homerulefrage ist, so erfreulich der gestrige Sieg gewesen, doch noch keineswegs gelöst. Erst muß noch Front gemacht werden gegen die jetzt im Lande einsetzende rücksichtslose Propaganda der Unionisten, die in Irland lieber Wilhelm II. als das irische Parlament herrschen sehen möchten. Und dann muß noch der Widerstand des Oberhauses niedergerannt werden, der so scharf sein wird wie jemals. Kein Zweifel, daß Homerule schließlich Gesetz wird, wenn die liberale Partei mit Zähigkeit an ihrem Programm festhält. Aber inzwischen werden doch Beunruhigung und Aufregung in die Wahlkreise getragen, in denen es teilweise schon gerade genug rumort.

Aber nicht nur hier, auch bezüglich der Durchführung des sonstigen liberalen Programms herrscht zwischen den liberalen Heerscharen und den regierenden Führern nicht jene wünschenswerte Harmonie, die zum Siege führt. Dem Ministerpräsidenten, um mit ihm zu beginnen, wirft man vor, daß er gar so selten im Parlament erscheint. Daß Lloyd George an seiner Statt die schlaff herabhängenden Zügel der Führerschaft ergreifen könnte, ist jetzt aus einer ganzen Reihe von Gründen kaum möglich. Dazu gehört vor allem die Verwicklung des Schatzkanzlers in die unangenehme Marconiaffäre, Lloyd George ist aber überhaupt keineswegs populär. Man kann begreifen, daß er keine besondere Eile zeigt, um zu den Schwierigkeiten, die ihm das Versicherungsgesetz schon einbringt, auch noch den hergehobenen Aerger und die Widerstände hinzuzufügen, die ihm die von ihm erstrebte Landreform verschaffen muß. Aber sehr viele Liberale mahnen ihn doch daran, daß die Landreform zum liberalen Programm gehört und recht lange auf sich warten läßt. Gewiß, es gehört nicht ein, es gehören zehn administrative Herkulesse zur Reformierung der chaotischen englischen Landgesetze, zur Abschaffung des Landmonopols einiger Großgrundbesitzer, zur Regelung und gerechten Lösung der Wohnungsfrage und der überaus dornigen Lohnfrage auf dem Lande und zur Neuschaffung des Kleinbesitzes. Es gehört Geduld zur Lösung solch gewaltiger Wirtschaftsprobleme. Aber das Gros der liberalen Politiker und Wähler will diese Landreform als einen Teil des großen liberalen Programms.

Sicher haben liberale Partei und Regierung in der jüngsten Vergangenheit in ein paar Nachwahlen den kürzeren gezogen, was die Gegner bis zur Tollheit ausbeuten. Aber das ist nach siebenjähriger ununterbrochener Herrschaft der liberalen Partei kein Wunder. Obendrein sprechen bei Nachwahlen die lokalen Interessen so hervorragend mit, daß sie als politischer Gradmesser ziemlich wertlos sind. Aber was eben viele Liberale bedauern, ist, daß man keinen Fortschritt mehr sieht, daß überall in der Regierung geringer Wille zu herrschen scheint, die Dinge energisch vorwärts zu treiben. Und es wird deshalb von mehreren Organen der liberalen Partei, unter anderem von dem einflußreichen „Manchester Guardian", der angesehensten Zeitung der englischen Provinz, die Befürchtung ausgesprochen, daß die liberale Partei, die weniger als eine andere stehen bleiben darf, rückwärts gehen muß, wenn sie nicht vorwärts geht. Reformen und immer wieder Reformen, das ist die einzige Lebensmöglichkeit für die liberale Partei, die zum erstenmal hinter einem wirklich demokratischen Banner einhermarschiert.

Statt dessen herrscht in Wirklichkeit eine gewisse Stagnation in wichtigsten Punkten des demokratischen Programms und infolgedessen Entmutigung oder wenigstens tiefgehende Mißstimmung in den Reihen der Liberalen selbst, die durch die höchst fatale Marconiaffäre noch verschärft wird. Viele sehen auch mit Mißvergnügen, daß die gegenwärtige Session mit einigen vierzig Regierungsvorlagen vollgepfropft ist, die alle mehr oder weniger wichtig sind, die mit dem eigentlichen liberalen Programm doch nichts zu tun haben und seine Durchführung nur unnütz verschleppen. Und so reich ist eben die liberale Partei nicht, daß sie sich diese Nonchalance gegenüber ihren Sonderaufgaben leisten kann. Gegen Tradition und Routine muß sie sich vielmehr mit höchster Anstrengung Schritt für Schritt ihren Weg zu dem Neuland bahnen, das sie urbar machen will. Dieses Ziel muß mit nie rastender Energie verfolgt werden, auch wenn darüber schließlich die Partei fallen sollte.

Inzwischen rüstet sich die unionistische Partei bereits sehr stark, die politische Erbschaft anzutreten. Denn sie glaubt die liberalen Gegner in Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit versunken. Unionistische Kandidaten reisen schon in die Wahlkreise und bearbeiten sie. Und mit der Arbeiterpartei wird auch geliebäugelt. Am Montag vor acht Tagen machten die Konservativen ihre kräftige Avancen, die vorläufig aber keine Gegenliebe fanden. Doch weiß man nicht, wie lange die keusche Enthaltsamkeit der Arbeiterpartei dauern wird.

Dr. Johannes Tschiedel.

* * *

Der Marconihandel.

Der Kommissionsbericht. — Lloyd Georges sinkender Stern.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

London, 13. Juni.

Der Bericht der Mehrheit des parlamentarischen Marconikomitees wird heute abend auf den Tisch des Unterhauses gelegt, und die Debatte soll Mittwoch und Donnerstag stattfinden, wie Asquith vorschlug. Diese prompte Entschlossenheit der Regierung nahm der Opposition den Wind aus den Segeln und wurde von ihren Anhängern mit Freude begrüßt. Die Debatte über den Komiteebericht dürfte recht aufregend werden. Es ist nämlich nur der Bericht einer Mehrheit von acht Mitgliedern der Kommission gegen eine Minderheit von sechs. Die Auffassung der Minderheit kommt in keinem besonderen Bericht, sondern nur in dem Protokoll der Sitzungen zum Ausdruck. Die Minderheit besteht aus Lord Robert Cecil und seinen fünf Torykollegen. Die Mehrheit besteht aus fünf Liberalen, zwei irischen Nationalisten und einem Arbeitsparteiler. Wie man hört, entlastet der Bericht die Minister Sir Rufus Isaacs und Lloyd George vollständig und erklärt die Beschuldigung, die Marconigesellschaft habe einen unerlaubten Einfluß auf die Minister ausgeübt, für vollkommen grundlos. Es wird festgestellt, daß der Kontrakt lediglich mit Rücksicht auf das öffentliche Interesse abgeschlossen wurde. Aus dem Protokoll geht hervor, daß zwei andere Berichte vorliegen, einer von Lord Robert Cecil, der äußerst scharf ist und das Ziel zu verfolgen scheint, Lloyd George und Sir Rufus Isaacs zum Rücktritt zu zwingen, der andere von Falconer, dem liberalen Vertreter von Forfarshire, der die Auffassung ausspricht, das Marconikomitee sei kein Ehrengerichtshof und habe mit privaten Geschäften der Minister überhaupt nichts zu tun. Lord Murray sandte gestern übrigens zwei Kabeltelegramme, in denen er sein Verhalten erklärt. Er habe die Partei nicht in die Affäre verwickeln wollen. Er will mit schnellster Reisegelegenheit nach London zurückkehren, wenn das Komitee Wert darauf legt.

Von liberaler Seite kommen jetzt aber ernste Warnungen an Lloyd George und Sir Rufus Isaacs, nun, da ihre Ehre gerettet sei, sich nicht aufs hohe Pferd zu setzen, sondern in ihren Reden, von denen der ganze politische Ausgang der Affäre abhänge, frank und frei zuzugeben, daß sie tatsächlich eine Dummheit begingen, als sie mit der amerikanischen Marconigesellschaft Geschäfte machten. Das Parlament werde das freie Eingeständnis mit großmütiger Verzeihung bezahlen, und bald werde der Zwischenfall vergessen sein. Sicherlich! Gleichwohl kann man sagen, daß Lloyd Georges politische Position, die vor einem Jahre glänzend war, heute allgemein als so schwach betrachtet wird, daß dieser ungemein fähige Minister als Nachfolger des seit lange amtsmüden Asquith vollkommen ausschaltet.

Die Verschwörerverhaftungen in Konstantinopel.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 13. Juni.

Die Verhaftung des Generals Damad Salih Pascha, des Gatten der Prinzessin Münire Sultaneh, erfolgte, weil ein Zettel Salihs mit dem Versprechen, tausend Pfund zu zahlen, bei Köremin, dem Haupt der berüchtigten Bande, die Mahmud Schewket ermordete, gefunden wurde. Dem „Jeune Turc" zufolge wurden auch der liberale Exdeputierte Tahir Haireddin sowie der Führer der Liberalen Exgeneral Schükri Pascha verhaftet. Der „Tanin" berichtet, in dem Mörderauto seien sechs Personen gewesen, nämlich drei alte Verbrecher, Topal Tewfik, ein gewisser Sia und Rasim, ferner der Besitzer des Autos Abdurrahman Pascha, der Sohn Rasim Paschas, Exhauptmann Kiassim und ein Vetter des Automobilbesitzers Tschewad, der das Auto lenkte. Weitere sensationelle Verhaftungen stehen bevor. Der „Tanin" erklärt, Damad Salih Pascha sei eine der Säulen der liberalen Partei gewesen. Der Exdeputierte Tahir Haireddin ist ein Bruder Salih Paschas. Wie der „Tanin" weiter mitteilte, sind diese Verhaftungen infolge von Geständnissen Topal Tewfiks und Tschewads erfolgt. Einer der Verhafteten soll ein intimer Freund Satset Lutfis, des Sekretärs des Prinzen Sabah-Eddin, sein. Ein anderer Verhafteter habe kürzlich vom Exgeneral Scherif Pascha aus Paris eine bedeutende Summe erhalten.

Das Schiedsrichteramt des Zaren.

(Telegramme unserer Korrespondenten.)

Sofia, 13. Juni.

Das russenfreundliche Parteiorgan Danews, die „Bulgaria", verurteilt scharf die Serben wegen ihres „Treubruches am Balkanbund" und alle diejenigen, die aus slawischer Solidarität und Bruderschaft gegen den Krieg mit Serbien sind, ein Angriff, der sich offenbar gegen das Telegramm des Zaren richtet. Die Politik schließe jede

Baufach-Ausstellung Leipzig.

Von **Fritz Stahl.** [Nachdruck verboten.]

Leipzig, Juni 1913.

Diese Ausstellung führt in ihrem amtlichen Namen das Beiwort „International". Man hätte besser getan, es wegzulassen, nachdem sich herausgestellt hatte, daß es sachlich nicht berechtigt sein würde. Außer Oesterreich, das wie ja in Literatur und Kunst nie recht als fremdes Land ansehen können, ist kein anderes offiziell vertreten, und selbst die Zahl der fremden Aussteller ist verschwindend klein. So ist es besser, wir vergessen das Wort und lassen die Ansprüche fallen, die es erwecken muß. Wir werden dann dem, was die Ausstellung als Form und inhaltlich bietet, besser gerecht werden.

Es war ja wohl von vornherein aussichtslos, die Ausstellung als internationale zu wollen. Wenn das Reich nicht als Veranstalter auftritt, so kann eine deutsche Landschaft oder Stadt eigentlich ein solches Unternehmen nur auf einem Gebiete wagen, auf dem sie produzierend oder konsumierend eine große Nummer ist; Leipzig also etwa auf dem Gebiete des Buchgewerbes, was es ja auch im nächsten Jahre versuchen will. Sonst muß schon, wie vor zwei Jahren bei der Dresdener Hygieneausstellung Geheimrat Lingner, ein geborener Organisator seine ganze Erfahrung und Energie einsetzen, um das Unmögliche durchzuzwingen. Und vielleicht geht es auch dann nur, wenn, wie in diesem Falle, die Stadt selbst zu den Weltberühmtheiten gehört.

Aber diesen ersten Willen, eine Welt-Spezialausstellung zu schaffen, wird niemand tadeln wollen. Dazu ist er zu eng verbunden mit der Kühnheit, die Stadt und Bürgerschaft Leipzig brauchten, um aus eigener Kraft das große Werk zu leisten, wie es jetzt geworden ist. Eine Kühnheit, die gerade wir Berliner besonders würdigen und preisen müssen, da wir sie bisher nicht bewiesen haben und, wie es scheint, in absehbarer Zeit nicht beweisen werden.

Ja, ich sage: das große Werk, trotz allen Einwänden, die ich zu machen habe. Es verdient die Bezeichnung durch seinen Umfang, durch die Art, wie es mit der Entwickelung der Stadt in Beziehung gesetzt ist, durch die Planung der Gesamtanlage und durch die technisch einwandfreie Ausführung bis in die letzte Ecke. Es steht in allen diesen Dingen weit über den sogenannten Weltausstellungen, die Städte von gleichem Rang im Ausland veranstaltet haben, und zeigt, wie fruchtbar die Ideen der modernen deutschen Bewegung schon geworden sind.

Die Entwickelung der Stadt Leipzig geht nach Südost, wo das Völkerschlachtdenkmal ihr den Richtpunkt gibt. Die „Straße des achtzehnten Oktober" wird, als Prachtstraße geplant, gerade zu ihm hinausführen. Das Stadterweiterungsamt, das in Berlin immer noch fehlt, und das auch der Zweckverband nicht scheint schaffen zu wollen, hat durch einen Wettbewerb ein großartiges Projekt gefunden und will es auch ausführen, im Gegensatz zu den Behörden anderer Städte, die zwar auch einen Wettbewerb veranstalten, aber weder von seinen schönen Resultaten noch von der besten Persönlichkeit, die er gezeigt hat, Gebrauch machen. Nach diesem Projekt läuft die Straße zuerst durch ein musterhaftes Wohnviertel mit stillen Nebenstraßen und Gartenhöfen in allen Häuserblocks. Dann wird der Wagenverkehr seitwärts abgeleitet und sie wird Wandelstraße. Blumenbeete und Haine umgeben ihren Anfang. Sie führt als Treppe und Brücke über die Eisenbahn zu dem offenen Stadion, das in einen alten Parkbestand eingebettet ist, unmittelbar unter dem Terrassenbau des Denkmals, dessen erster Absatz das große Bassin umschließt. Man wird von der Stadt aus das Denkmal sehen (der Blick ist jetzt noch durch die Ausstellungsbauten verdorben), vom Wege aus zurückblickend die Stadt.

Dieses wirklich großartige Projekt, zu dem wohl amerikanische Anlagen die Anregung gegeben haben, kann natürlich nur langsam durchgeführt werden. Nun ist es sehr geschickt und durchaus vorbildlich, wie man die Ausstellung benutzt hat, um es ein gutes Stück vorwärts zu bringen, und wieder durch das, was man für das Projekt aufwendet, die Ausstellung gefördert hat.

Die Stadt hat das Stück Straße um die Brücke herum ausgeführt. Weg, Brücke, Gartenanlagen bleiben, und die Ausstellung hat einen Hauptweg erhalten, wie er sonst nicht leicht zu schaffen ist, und den Stadtblick und Denkmalsblick besonders bedeutsam machen.

Rechts von diesem Wege ist, ebenfalls von der Stadt, aber mit Beiträgen der beteiligten Industrien und der Ausstellung, ein ständiges Ausstellungshaus errichtet worden: ein großer Kuppelbau in Eisenbeton, von Wilhelm Kreis unter starker Benutzung des Pantheon geschaffen. Zu diesem Bau führt eine Straße, die den Hauptweg rechtwinklig schneidet. An ihrem Anfange liegt der Haupteingang mit den Verwaltungsgebäuden.

So war durch ihre Elemente, die bleiben sollen, die Anlage der Ausstellung bestimmt. Und die Leipziger Architekten Weidenbach und Tschammer haben sachlich und geschmackvoll den Gesamtplan nach diesen gegebenen Punkten entworfen. An den Anlagen des Hauptweges erheben sich die großen Hallen, verbunden durch einen turmgekrönten Mittelbau. Ihnen gegenüber liegt das Hauptrestaurant. Beide Baugruppen umrahmen stattlich einen Platz. An den hohen Anlauf der Brücke schließen sich die aussichtsreichen Terrassen des Hauptcafés und entsprechende Pavillons und Hallen für Ausstellungszwecke. Andere Hallen und Bauten sind mit den Eingängen in Verbindung gesetzt. Und alle Gebäude der Ausstellung sind in gleichem Stil, geradlinig, sachlich, in guten Proportionen, weiß mit grünen Dächern gestaltet. Wer die wilde Bauerei, die auf ausländischen Ausstellungen immer noch üblich ist, mit ihrer billigen Gipsornamentierung in irgendwelchem alten Stil, zum Vergleichsobjekt nimmt, wird die Arbeit der Leipziger Architekten gern anerkennen.

Und dann erst die Einschränkungen vorbringen, die doch vorgebracht werden müssen. Sonst würde der Besucher vor der Buntheit erschrecken, die er nach der Beschreibung der Gesamtanlage nicht erwarten kann.

Der tiefste Grund für das, was an der Ausstellung, soweit sie Form ist, als verfehlt erscheint, ist wohl dieser: das Festhalten an den gegebenen Bedingungen hat in die ganze Anlage etwas Schiefes hereingebracht. Die offiziellen Bauten sind zwar einheitlich gestaltet, aber, da zwei Straßen mit zwei points de vue da waren, ließen sie sich nicht zu einem einheitlichen Ganzen von großer Gesamtwirkung zusammenfügen. So konnte man auch die vielformigen privaten Bauten nicht abtrennen, sondern sie schieben sich zwischen die offiziellen ein und bringen in das Bild die odiöse Ausstellungsbuntheit, die doch vermieden werden sollte, in die geordnete Form die zappelige Unruhe. Man muß die gewollte Form mühsam suchen, während sie als Eindruck da sein müßte, wie etwa in München 1908.

Wäre die Grundanlage rein geblieben, so hätte sie vornehm gewirkt. Man hätte dann vielleicht etwas Schwung vermißt, das matte Grün der Dächer, wohl auch den plastischen Schwung bemängelt, aber doch das Ganze als eine mehr wie anständige Lösung eines Ausstellungsproblems gelten lassen müssen.

Was den offiziellen Bauten fehlt, das zeigt etwa die mit demselben Material und in demselben Stil erbaute Halle des „Sächsischen Heimatschutzes", die der um die gute Sache so hoch verdiente Geheimrat Schmidt in Dresden gebaut hat. Mit ihrem saftig grünen hohen Dach steht sie strack und fröhlich neben den etwas gedrückten und blassen Geschwistern.